

unterschied in solcher Offenheit aufgedeckt wird, der zum Beispiel im Gespräch mit gnostisch infizierten Intellektuellen so wichtig ist. Das Buch dämpft unausgesprochen unseren europäischen geistigen Hochmut: „Die Gottesvorstellung der Hindus ist vielleicht die reichste, die der Mensch außerhalb der Christenheit je erreicht hat“ (24); ebenso demütig zwar, aber mit dankbarer Freude geht uns Glaubenden die Überlegenheit des Gottes- und Menschenbildes Christi auf.

Linz/Donau

Johann Singer

*Götter und Mythen der Germanen.* Von R. L. Derolez. (334.) Verlag Benziger, Einsiedeln 1963. Leinen, sfr 28.-.

Der Verfasser, Professor für vergleichende Sprachwissenschaft und Altisländisch an der Universität Gent, versucht in diesem Werk ein Bild der religiösen Grundhaltung, Gebräuche und Überlieferungen der germanischen Völker von der prähistorischen Zeit bis zur Christianisierung zu entwerfen. Nach einer Darstellung der Kultur der Germanen und einer kritischen Sichtung der Quellen ihrer Religionsgeschichte (S. 11–48) werden die Götter besprochen (S. 51–186), wobei angesichts der Problematik und Lücken, die die Germanenforschung noch immer aufweist, doch ein Maximum an glaubwürdigen Lösungsversuchen erreicht wird, insbesondere hinsichtlich der Beziehungen germanischer Vorstellungsinhalte zu jenen der übrigen alten Völker. Mit einer Schilderung der Beziehungen der Menschen zu den Göttern (S. 189–291) und einem Kapitel „Die Germanen und das Christentum“ (S. 295–315) sowie Literaturhinweisen (S. 316–322) und dem für die Benützung der Arbeit unerläßlichen Register (S. 325–334) schließt das Werk, das, die jüngsten Forschungsarbeiten und archäologischen Untersuchungsergebnisse einschließend, durch die Objektivität und Zuverlässigkeit der Darstellung imponiert.

Wien

Walter Kornfeld

#### *Bibelwissenschaft, A. T.*

*Die Psalmen.* I. Teil (Ps 1–41). Von Alfons Deissler. (Die Welt der Bibel, Kleinkommentare 1.) (169.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1963. Kart. DM 7.80.

Es können nicht genug Psalmenübersetzungen und -erklärungen erscheinen, um gerade das Verständnis dieses Buches der Bibel, das durch die Liturgiereform wieder ins Zentrum des betenden Gottesvolkes gerückt ist, zu ermöglichen. Die einzelnen Kommentare lassen denn auch verschiedene Seiten dieses kaum ausschöpfbaren Buches aufleuchten. Worin besteht die Sonderheit dieses Kleinkommentars? Seiner Anlage gemäß verzichtet er auf sogenannten wissenschaftlichen Apparat, wenn auch bei jedem Psalm textkritische Lesarten kurz gestreift werden. Sein Interesse liegt vielmehr darin, Sinn und Bedeutung der Psalmen darzustellen. In der „Einführung“ werden die gewohnten Fragen behandelt: Psalmenüberschriften, hebräische Psalmodie, Gattungen der Psalmen. Was Deissler in seiner Habilitationsschrift über Ps 118 erarbeitet hat, bricht auch hier durch. Es ist die Idee der „Wiederlesung“; das will heißen, daß die Psalmen vielfach Gebetsfrucht der Prophetenbetrachtung sind. Dementsprechend bringt die Erklärung sehr viele Querverbindungen zu den anderen biblischen Büchern, was zur Aufarbeitung einladet. Dadurch wird der einzelne Psalm aus seiner Isolierung herausgehoben und in das Gesamt des Alten Testaments eingeordnet. Aber nicht bloß innerhalb des Alten Testaments gibt es die „Wiederlesung“; auch das Neue Testament hat die Psalmen „wieder“ gelesen, wobei neue, christliche Aspekte zum Vorschein kamen. Auf diese neutestamentliche Weiterwirkung wird bei jedem Psalm hingewiesen. Die Übersetzung selber bemüht sich, so philologisch getreu als nur möglich und doch deutsch flüssig zu sein. Der hebräische Rhythmus wurde aber nicht nachgeahmt: daher überlange Zeilen neben ganz kurzen, wodurch kaum eine Vorstellung von der Straffheit des hebräischen Gedichtes gewonnen wird.

Man kann nur wünschen, daß auch die weiteren Bändchen dieses bibeltheologisch sehr anregenden Kommentars bald erscheinen mögen. Rezensent möchte meinen, daß manche Psalmen, die der Verfasser auf Grund seiner „Wiederlesung“ als verhältnismäßig jung ansetzt, doch viel älter sind. Sein Buch liefert demnach auch einen Beitrag zur eigentlich wissenschaftlichen Diskussion, wenn es auch dieses Ziel nicht direkt verfolgt.

Mautern, Steiermark

Claus Schedl

*Exegese und Dogmatik.* Von Herbert Vorgrimmler (Herausgeber). Mit Beiträgen von H. Groß, F. Mußner, K. Rahner, K. H. Schelkle, E. Schillebeeckx, H. Schlier, R. Schnackenburg, A. Vögtle. (214.) Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1962. Leinen DM 14.80.

„Dogmatik und Exegese sind seit der Hochscholastik immer mehr auseinander- und in diesem Jahrhundert aneinandergeraten“ (7). Der vorliegende Sammelband von Aufsätzen, die schon in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, versucht zu zeigen, wie weit der Brückenschlag zwischen den beiden „feindlichen“ Schwesterdisziplinen bereits vorgeschritten ist.

Schelkle stellt in seiner Abhandlung „Heilige Schrift und Wort Gottes“ Erwägungen zur biblischen Hermeneutik an. Er spricht davon, wie die Heiligen Schriften „den Vorstellungen einer vergangenen Weltanschauung, ja, auch intellektueller und moralischer Unvollkommenheit in ihrer Wort- und Textgestalt unterworfen“, also Menschenschrift sind, ausgeliefert den Fragen, dem Zweifel, dem Widerspruch, dem Spott (9 f.); aber auch davon, wie der Logos embiblos, das hinter den schwarzen Lettern verborgene Gotteswort, nur erreicht wird in der Entscheidung des Glaubens, die immer

wieder neu begonnen werden muß. Diese bedeutet Umkehr und „die Mühe eines Lebens nach der Ordnung des Evangeliums“ und erfährt oft, daß „dem Tun das Erkennen folgt“ (23), wie ja auch Christus bei Jo 7, 17 lehrt.

*Rahners* Aufsatz „Exegese und Dogmatik“ hat dem Sammelband den Titel gegeben und zeigt die Entfremdung zwischen Schriftauslegung und Glaubenslehre, aber auch Wege zur künftigen Annäherung. Die Bibliker dürfen nicht vergessen, daß sie neben bloßer Philologie und Religionswissenschaft auch zu biblischer Theologie verpflichtet seien, daß sie damit von ihrer Seite aus den Brückenschlag zur Dogmatik beginnen sollten. Zum gegenseitigen Verständnis müßte dann endlich beitragen das Bewußtsein, daß Dogmatiker und Exegeten „Diener des kirchlichen Lehramtes“ sind (45).

*Vögtle* kommt in seinem Thema „Fortschritt und Problematik der neutestamentlichen Wissenschaft“, nachdem er über die eminent theologische Relevanz des Neuen Testaments und über die Herkunft der neutestamentlichen Schriften aus einer vergangenen Welt, über die Unvermeidlichkeit von Spannungen zwischen Exegese und systematischer Theologie, über neue Methoden und Quellenanalyse gesprochen hat, zu der ehrlich demütigen Auffassung, daß trotz allem Neuen die neutestamentliche Wissenschaft gegenüber der dogmatischen Theologie „nur“ eine Ancilla-Funktion habe, weil ja doch die Heiligen Schriften des Neuen Testaments selber „ganz und gar eine Funktion der schon Jahre und Jahrzehnte vorher existierenden . . . Kirche“ (68) darstellen.

„Über Sinn und Aufgabe einer Theologie des Neuen Testaments“ schreibt *Schlief* und betont unter anderem, daß die Schriften auf ihre Theologie hin befragt werden müßten (70). Theologie des Neuen Testaments sei „besonders in ihrer Gesamtheit, eine Aufforderung an die dogmatische Theologie, auch ihre formale Gesamtstruktur zu überprüfen“ (89).

*Schillebeeckx* weist darauf hin, daß die „Offenbarung“ primär im Heilshandeln Gottes liegt. „Wirklichkeits- und Wortoffenbarung sind die Säulen der Offenbarungsreligion“ (95). Der Dogmatiker müsse immer wieder die Heilige Schrift retrospektiv lesen und dabei das Ergebnis der christlichen Exegese voraussetzen (112). Freilich sei mit dieser nicht das letzte Wort über die Offenbarung gesagt; auf jeden Fall sei die Schrift das Hegemonikon (*Rahner*) der Dogmatik.

*Schnackenburg* schlägt in seinem Aufsatz „Zur dogmatischen Auswertung des Neuen Testaments“ sehr versöhnliche Töne an, indem er vorschlägt; „Der Dogmatiker muß sich also ebenso von hoher Spekulation zum Text ‚hinablassen‘, wie sich der Exeget zur kirchlichen Glaubenssicht und dogmatischer Problematik ‚erheben‘ muß“ (116). Dabei aber bleibt bei aller Schriftauswertung und voller Konzession eines sensus plenior zugunsten des Dogmas die Forderung Pius' XII. nach einer ersten Maßgeblichkeit des Literalsinnes zu respektieren. Bei aller Anerkennung dogmatischer Spekulation macht *Schnackenburg* „auf die Grenzen der Spekulation aufmerksam, die sich vom Neuen Testament her ergeben“ (125), zum Beispiel eben durch den Literalsinn, der nicht ignoriert werden darf.

*Groß* widmet sich dem Thema „Motivtransposition als Form- und Traditionsprinzip im Alten Testament“. An treffenden Beispielen (Abrahams Wanderungen, der Sionsgedanke, die Friedensidee im Alten Testament) zeigt er, wie die bibelimmanente Entwicklung von Leitgedanken an der verschiedenen Motivtransposition abzulesen wäre und gebührend berücksichtigt werden müßte. Denn nur so wird der innere Wesenszusammenhang zwischen den Wirklichkeiten der Offenbarung in der Geschichte und der erwarteten eschatologischen Vollendung sachgemäß klargestellt (152).

Der alten und immer wieder neuen Fragestellung nach dem Historischen Jesus und dem Christus des Glaubens geht *Mußner* nach. Da die Evangelien „Auslegungen der Geschichte Jesu“ sind und wir in ihnen „kerygmatisierte Geschichte Jesu von Nazareth“ vor uns haben, erhebt sich die Frage: „Erreichen wir den Historischen Jesus in den Evangelien?“ Die erlösende Lösung findet er in der „apostolischen Zwischeninstanz“, das heißt in der apostolischen Interpretation des Lebens Jesu. Das Leben Jesu bedurfte dringend einer Deutung, einer Auslegung, und diese geschah richtig durch die apostolische Tradition, die in einer Zeugenschaft gipfelt, in einem Zeugnis für die geschichtliche Wirklichkeit, für den historischen Jesus. Damit kommen wir aber zwangsläufig auch zu einem Selbstzeugnis Jesu; weshalb denn der Band schließt mit *Rahners* Abhandlung „Dogmatische Erwägungen über das Wissen und Selbstbewußtsein Christi“.

Das Studium all dieser energiegeladenen Beiträge – und sie müssen studiert werden, nicht einfachhin gelesen – bringt einem zum frohen Bewußtsein, wie doch ein frischer Wind unsere theologischen Disziplinen durchweht, ein pfingstlicher Sturmbräus, daß es eine Lust ist, jetzt zu leben. Freilich dürfen wir nicht übersehen, worauf Schelke gleich anfangs hingewiesen hat, daß „dem Tun das Erkennen folgt“ (23), und was Hanns Lilje einmal geschrieben hat: „Man kann das Wort Gottes niemals nur durch das Denken, sondern nur durch das Leben finden. Man kann es nie nur durch das Nachdenken begreifen, sondern nur durch die Nachfolge.“ (Wege in die Bibel (22).)

*Elias*. Flammender Zeuge des ewigen Herzens. Von Oda Schneider. (94.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1962. Leinen DM 4.80.

Es ist reizvoll, das Leben des Propheten aus der liebenden Sicht einer Frau zu schauen. Hier haben wir die Betrachtung einer Karmelitin über den Propheten des Karmelberges. Das Charakterbild des Elias verliert dabei nichts von seiner Kraft, es behält die heroische Linie vollends bei, nur wird alles Geschehen ganz in die Glutröte der Liebe getaucht. Die Begegnung des Propheten mit der Liebe in verschiedenen Formen und Gestalten gipfelt im Hoherlebnis der ewigen Liebe, in der Theophanie am Horeb. Elias ist „Flammender Zeuge des ewigen Herzens“, wie der Untertitel des

Büchleins andeutet. „Gottes Offenbarung wendet sich immer an des Menschen Herz, manchmal mit Umgehung des Verstandes . . . Das Herz ist auch für das Gotteswort ungleich empfänglicher als das Hirn“ (47). Dies müßten alle bedenken, die schulisch oder sonst seelsorglich an der Frau eine Sendung zu erfüllen haben. „Die Mitte jeder Offenbarung ist ein Liebeswort von Herz zu Herz“ (47). Die „Himmelfahrt des Elias“ deutet Oda Schneider nach dem großen Vorbild des Doctor Mysticus Johannes vom Kreuz: „Es war unverhüllt der Liebestod.“ Darin geht sie mit der neueren Exegese konform. Viermal ist Elias der ewigen Liebe begegnet, das letzte Mal auf dem Tabor „im Menschenantlitz des göttlichen Sohnes der Jungfrau“ (85). Mit dem Hinweis auf die große Elias-tochter unserer Tage, die Kleine Theresia v. Kinde Jesu, welche die doppelte Liebesglut amor und caritas in einzigartiger Weise vereinigt hat, schließt das Buch, dessen Lesung wahre Freude des Geistes zu schenken vermag.

*Gotteswort und menschliche Erfahrung.* Eine Auslegung der Bücher Jona, Rut, Hoheslied und Qohelet. Von Oswald Loretz. (224.) Verlag Herder, Freiburg o. J. Leinen DM 15.80.

Der Bericht über den märchenhaft klingenden Aufenthalt des Jonas im Bauche des Fisches hat immer wieder die Gemüter erregt, und auch heute wird die Frage nach der geschichtlichen Wirklichkeit des Jona-Schicksals oft schon in der Volksschule erhoben; die Erwachsenen schweigen sich lieber darüber aus, weil ihnen die Sache peinlich erscheint. Wer von ihnen aber den Mut hat, seinen Zweifel hier anzumelden, ist in keiner üblen Gesellschaft, hat doch schon Augustinus die Frage nach der historischen Wahrheit des Jona-Falles gestellt. Diese Frage-„Stellung“ beruht jedoch auf einer „Verkennung der literarischen Form“ des Jonabuches (17). Mit solchen Gedanken leitet Loretz seine *Jona*-Übersetzung und -Erklärung ein, die im allgemeinen, nach der Zielsetzung des Autors, die rechte Mitte zwischen rein wissenschaftlicher Exegese und volkstümlicher Darstellung einhält. Der Entstehungszeit und der literarischen Form nach zählt das Buch zu den Midraschim der nach-exilischen Zeit. Der Jona-Midrasch ist nicht die Erzählung eines historischen Geschehens, er will vielmehr (nach Jon 4, 5) an Hand eines alten, überlieferten Stoffes, der seinen Helden Jona nennt – dieser Jona wird irrtümlicherweise mit dem Propheten Jonas identifiziert –, zeigen, daß Gottes Erbarmen und Huld allen sicher sind, die sich von ihren bösen Werken abwenden (35) (vgl. Röm 3, 29 f.).

Auch die Einleitung in das Buch *Rut* sowie die Übersetzung werden dem Leser gute Dienste tun. Klärendes Licht breitet die Texterklärung hier über heikle Stellen, zum Beispiel über die Art der Werbung Ruts um Boaz, die oft eine moralische Beurteilung, ja Verurteilung erfahren hat, die jedoch von der damaligen Situation aus gesehen und gewertet werden muß. Auf jeden Fall hat die psychologisch feinfühligste Analyse des echt weiblichen Handelns der beiden Frauen dem Manne gegenüber, die Loretz hier gibt, alle Wahrscheinlichkeit für sich. Wichtiger freilich ist die im Büchlein „erteilte Lehre über die Notwendigkeit menschlichen Handelns“ (60). Was über die Hinordnung der Rut-Erzählung auf David und ihre letzte bibeltheologische Ausrichtung gelehrt wird, „die Erwählung besagt also nie ‚Begünstigung‘, sondern Ruf zu einem besonderen Dienst für die anderen“, kann voll und ganz unterschrieben werden.

Beim *Hohenlied* wird man Loretz besonders dankbar sein dürfen für die nüchterne Darlegung des Literalsinnes und für den Hinweis, daß die Verengung auf eine rein allegorische, mystische, typologische Erklärung (mit Ausschluß des Literalsinnes!) zurückzuführen sei auf den Einfluß der Rabbinen, welche die Kanonwürdigkeit des Buches damit stützen wollten. Freilich hat A. Bea noch in letzter Zeit (1953) für diese Ansicht mit eindrucksvollen Argumenten eine Lanze gebrochen: „neque ullo modo de amore profano agitur“. (Canticum Canticorum Salomonis, Romae 1953, p. 4.) Es handle sich hier nur um die Liebe Gottes zu seiner „Braut“, wer immer sie im besonderen Falle auch sei. Fr. Wutz hat (1940) in seinem Kommentar behauptet, das Hohelied sei „in seinem ursprünglichen Wortsinn ein Loblied auf die Keuschheit vor der Ehe“ und daß „bei einer sogestaltigen Textlage die Aufnahme des Hohenliedes in den alten Kanon ohne weiteres verständlich“ sei (10). Wutz allerdings wendet in seiner Übersetzung reichlich die Textkonjekturen an; aber es finden sich unter vielen anfechtbaren Richtigstellungen auch manch plausible, gut fundierte, so daß man mit Nutzen von ihm lernen mag. Loretz nun kommt zum Ergebnis, daß die bleibende Bedeutung darauf beruhe, daß das Hohelied vom Eros, von der Geschlechterliebe Gottes „offenes Wort“ sei, weil hier ein allgemein menschliches Problem vorliege, im Werke Gottes selber begründet, ein Problem, das auch der gläubige Mensch zu bewältigen hat (111).

Das Buch *Qohelet*, die „Idealbiographie eines Weisen“ (115), wird einleitend in seiner Stellung im Alten Testament nach Entstehungszeit und Entstehungsort behandelt. Es sei nicht „das schwarze Schaf des Alten Testaments“, als das man es oftmals hingestellt hat, es sei kein Fremdkörper in der Bibel. Doch werden sich Aufbau und Stil des Buches demjenigen niemals erschließen, der „das moderne Buchmodell“, das dem Qohelet bei Abfassung seines Werkes unbekannt war, zugrunde legen möchte. Den goldenen Schlüssel zum Verständnis des Buches bringt das Nachwort (12, 9), wo gesagt wird, daß der Qohelet den „maschäl“ = „Spruch“ als literarische Form (Gattung) verwendet, und daß es die Eigenart des maschäl sei, daß er einfach hingesetzt wird – als Spruch –, ohne mit dem vorhergehenden oder mit dem folgenden maschäl in einem logischen oder inhaltlichen Zusammenhang zu stehen (118). Doch ist die bibeltheologische Grundidee und Heilslehre „die unverkennbare Melodie des Ganzen“ (119), der wiederkehrende Refrain: Alles Irdische ist leerer

Wahn, alles ist nur ein Lufthauch! „Lufthauch“ für hebel (hebr.) ist ein glücklicher Ersatz für die bisher häufig gebräuchliche Lesart „Eitelkeit“. Ob hingegen die Ausdrücke „Kapitän“ (Jon 1, 6), „Scirocco“ für Ostwind (laut Original, Anm. 65), „parfümiere dich“ (Rut 3, 3), „ausgegossenes Parfüm“ (Hl 1, 3) nicht doch zu zeitnahe, modern, unbiblisch klingen?

Aufs Ganze gesehen muß man sagen, daß mit diesem Sammelband dem Bibelverständnis durch schwieriges Gelände ein Weg gebahnt und den Bibellesern ein unschätzbarer Dienst erwiesen worden ist.

*Theologie des Friedens.* Biblische Grundlagen. Von Joseph Comblin. (448.) Verlag Styria, Graz 1963. Leinen S 165.-.

Das Buch stellt sich ein Thema von seitenher Aktualität. Zur Klärung der Begriffe wird zuerst das Problem des internationalen Friedens angegangen. Comblin spricht von der Stellung des Christen zur internationalen Friedensfrage und von deren Belastung durch die Vergangenheit. Einen weiteren Schritt zur Klärung bringt die Unterscheidung zwischen politischem Frieden untereinander in der *οἰκονομία* nach dem Beispiel der griechischen Kleinstaaten, in der Eintracht und Koexistenz des „Leben und Leben lassen“. „Dieser Friede hat keine Berührungspunkte mit der Religion. Er ist wesentlich ein Problem der Politik“ (41), ein Problem des Gleichgewichtes, er ist kein wahrer Friede. Ganz anders der biblische Friede und die Theologie des Friedens, die allein das Denken und die Absichten Gottes in bezug auf den Frieden zum Gegenstand hat (44). Die Prinzipien, die Quellen der diesbezüglichen theologischen Erkenntnisse sind Schrift und Tradition.

Im folgenden Hauptteil werden dann drei Themen erörtert: „Die Bibel hat die Idee eines immerwährenden Friedens als ein in die Zukunft verlegtes, konkretes, mögliches Ideal geschaffen, nicht als einen bloßen Wunschtraum oder als Utopie. Die Bibel hat ferner die Idee eines Zusammenschlusses aller Völker in die Welt geworfen, die zwar untereinander gleichrangig, aber sonst ganz verschieden und dennoch aufgerufen sind, an ein und derselben Berufung teilzunehmen. Die Bibel hat endlich die ganz unerhörte Idee beglaubigt, daß die Macht Gottes in der Welt nicht von derselben Qualität sein kann wie die menschlichen Mächte und daß das, was schwach ist, stark sein kann“ (53). Gerade die Exkurse über die Macht Gottes, die Macht des Menschen über den Sinn der politischen Macht, die Überheblichkeit der Macht, Jesus und die Macht sind tief ergreifend und können auch in unseren Reihen hoch und nieder zu denken geben; denn überall ist die Versuchung gegeben, die Macht (wessentlich oder unwissentlich) zu mißbrauchen, wobei natürlich niemals ein innerer, echter Friede erblühen kann.

In weiteren Kapiteln wird das Evangelium und der Friede, dann die paulinische Friedenslehre und endlich das Friedenswerk der Kirche im Urchristentum behandelt. Seit jenen Anfängen gilt: „Die Kirche bzw. das Volk Gottes nimmt schon die Bestimmung der Menschheit vorweg. Vom Pfingstfest an findet sich die universelle Sammlung der Völker in ihrem Innern vorgebildet. Durch die Einigung aller Völker in dieser übernationalen Gemeinschaft verwirklicht die Kirche teilweise schon das Bild der künftigen, zur Einheit des Prinzips gelangten Menschheit“ (425 f.). Die Kirche ist aber nicht nur ein Beispiel für den Frieden, sie ist ein Sauerteig. Schon durch ihre Existenz ist die Kirche ein Zeichen der Versöhnung und ein Hinweis. „Die große Revolution ist die Versöhnung mit Gott, und aus diesem ganz radikalen Frieden werden die Menschen des Friedens geboren“ (429). Wer denkt da nicht an die Worte in einem Abendgebet von Guardini: „Aus eigener Kraft schaffen wir den Frieden nicht. Laß Du ihn erst in unsern Herzen aufgehen, dann kann er auch die Völker verbinden!“

Mit einem Hinweis auf die Enzyklika „Pacem in terris“ von Papst Johannes XXIII. schließt das Buch. Es bietet in einer recht ansprechenden Art die biblischen Grundlagen zu einem theologischen Gespräch über den Frieden. Dabei ist es dem Autor gelungen, durch den Literalsinn hindurch zu anderen Aspekten der Offenbarung vorzudringen; denn „die Bibel schließt einen Sinn für alle Zeitalter der Menschheit ab Jesus Christus in sich ein, mag dieser Sinn den inspirierten Verfassern auch verborgen geblieben sein. Es ist jener Sinn, den man den geoffenbarten Sinn zu nennen übereingekommen ist“ (47 f.). Und diesen „sensus plenior“, diesen Erkenntnisreichtum für die Christen des 20. Jahrhunderts erschlossen zu haben, ist das Verdienst dieses Buches.

Linz/Donau

Max Hollnsteiner

#### Dogmatik

*Vom Geheimnis der Gnade.* Von Charles Journet. (163.) Paulusverlag, Freiburg, Schweiz, 1962. Leinen sfr/DM 11.-.

Die acht „überarbeiteten“ Vorträge über das Wesen und die existentiellen Zustände der Gnade erfüllen überreich das Anliegen des Verfassers: „... auf ganz einfache Weise ... die Antwort der Theologie auf einige ... Fragen zu geben, die das Geheimnis der Gnade einem jeden von uns stellt.“ (7.) So: die Frage unserer Teilnahme am unendlichen Sein Gottes durch die heiligmachende Gnade. Oder: Wie es zwar nicht einsichtig, jedoch kein Widerspruch ist, daß unsere Freiheit durch seinhafte Abhängigkeit von Gott begründet wird. Daß der ewige Gott um unser freies Tun weiß. (Doch erklärt die Ewigkeit schon das „Wie?“) – Jedem schenkt Gott die hinreichende Gnade. Trotzdem gibt es Unterschiede, letztlich Rettung und Verdammnis. – Die Prädestination verzerrt zum Fatalismus, wer sie nicht als zuvorkommende, in uns wirkende Liebe er-